

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 257.

Montag, 28. September.

1931.

Sput auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Singh.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als er nach einer kleinen Weile wieder zurückkam, war der Steward immer noch an der Arbeit.

„Ach, eine Frage noch!“ trat er neben ihn: „Wissen Sie zufällig, wer die Ausschmückung des Speisesaales besorgt?“

Der andere blickte ihn verwundert an: „Das ist verschieden —“

„Im — und wo bekommt man hier Blumen zu kaufen?“

„Am Ende des dritten Promenadenwegs ist ein Stand. Aber der wird wohl jetzt schon geschlossen sein!“

„Das ist dumm!“ Unwillig schüttelte der Ingenieur den Kopf.

Der Steward lächelte. „Wenn Sie heute durchaus noch Blumen haben wollen, dann brauchen Sie sich nur an den Obersteward zu wenden. Der hat sich eine Menge Blumen zum Verkauf auf dem Maskenball bereitstellen lassen —“

„Aha! — Ich danke Ihnen! Hier haben Sie etwas.“ Damit reichte er dem anderen ein Geldstück, um dann wieder seinen Spaziergang über Deck aufzunehmen.

Bald darauf verschwand er im Kabinengang. Hier begegnete ihm bereits die ersten Masken, die zu dem großen, für den Ball besonders originell eingerichteten Speisesaal unterwegs waren. Mephistopheles, Arm in Arm mit einer übermütig lachenden Pierrette, dahinter ein knallroter Domino, eine Chinesin, ein Cowboy mit klirrenden Sporen — schnell war der ausgelassene Zug an ihm vorübergetollt.

An einer Kreuzung des Ganges bog er ab. Vor ihm her ging Esten Lundquist, dessen schlanke Figur er deutlich wiedererkannte. Er war noch im Frack. Ohne sich umzuwenden, hastete er den Gang entlang, bis er vor der Tür zu der Kabine der Fürstin halt machte und leise anklopfte.

Annas Stimme antwortete ihm.

„Darf man noch stören — oder sind Sie bereits im Kostüm?“ fragte Esten so laut, daß Knight, der an der Ecke halt gemacht hatte, und von hier aus beobachtete, jedes Wort verstand.

An Stelle einer Antwort öffnete Annja die Tür der Kabine. Sie trug noch das Seidenkleid von heute mittag.

„Gut, daß Sie kommen, Esten! — Ich habe mit Mama eine kleine Meinungsverschiedenheit und Sie sollen Schiedsrichter sei!“

„Wenn ich eintreten darf . . .“ Schon war er in der Kabine verschwunden, deren Tür er hinter sich angelehnt ließ.

Sich langsam an der Wand entlang schiebend, schlich Knight vorsichtig näher. Dicht vor der Tür machte er halt. Er konnte jetzt jedes Wort verstehen, das dort drinnen gesprochen wurde.

Zuerst die etwas verschleierte Stimme der Fürstin Manierska: „Also, sagen Sie doch selbst, Herr Lundquist, daß es ein Unsinn ist, den kostbaren Schmud bei einer solchen Gelegenheit tragen zu wollen! Wie leicht könnte er beim Tanzen verloren gehen — und wenn ich auch nichts gegen die Passagiere der „Atlanta“ sagen möchte, so weiß man doch nie so recht, mit wem

man zusammen ist! — Und nun gerade bei einer solchen . . .“

„Aber Mama —“, fiel ihr Komtesse Annja ins Wort, „vergißt du denn ganz, daß es wahrscheinlich das letzte Mal sein wird, daß ich Gelegenheit habe, unseren Familienschmud zu tragen?“

Eine kleine Verlegenheitspause, dann die Stimme Estens: „Also, gnädigste Fürstin, es ist nach wie vor Ihr fester Entschluß, den Schmud in New York zu verkaufen?“

„Was bleibt uns denn sonst übrig? — Er ist ja unser letzter, wertvoller Besitz, — und das Geld, das ich für ihn erhalten werde, dürfte genügen, um Annja und mir ein Leben mit bescheidenen Ansprüchen zu ermöglichen. — Deswegen halte ich es ja auch für unbesonnen, den Schmud so in aller Öffentlichkeit tragen zu wollen —“

„Mama — ich bitte dich! — Du tust ja ganz so, als ob die „Atlanta“ von Verbrechern nur so wimmelte!“, lachte das Mädchen dazwischen.

Wieder sprach Esten, und seine Stimme klang sonderbar ernst: „Ich muß Ihrer Frau Mutter recht geben, Annja! — und nicht nur aus dem Grunde, daß sich doch immerhin zweifelhafte Elemente unter den zahlreichen Passagieren des Schiffes befinden könnten. Sie müssen dabei auch etwas anderes bedenken! — Es liegt ein außerordentlich hoher Zoll auf Schmudfachen, die nach Amerika eingeführt werden. Wenn Sie diese unerwünschte Abgabe vermeiden wollen, dann dürfte es sich empfehlen, den Schmud in der Öffentlichkeit nicht zu zeigen, denn wer weiß, ob nicht der eine oder der andere sich ganz gerne die Belohnung verdienen würde, die die amerikanische Zollbehörde auf die Anzeige solcher Hinterziehungen ausgesetzt hat. — Also seien Sie vorsichtig, Annja, und lassen Sie den Schmud hier in Sicherheit!“

„Sie haben recht!“, gab das Mädchen nach kurzem Überlegen zu. „Aber glauben Sie, daß der Schmud hier in diesem Wandsafe sicher sein wird?“ —

Bis jetzt hatte Knight kein Wort von der Diskussion verloren. Neugierig wollte er sich noch näher an die Tür wagen, als ihn das Geräusch herannahender Schritte zusammenfahren ließ. Er hatte gerade noch Zeit, sich in einer Nische des Ganges in Sicherheit zu bringen. Im nächsten Augenblick bog Hilmar Lundquist um die Ecke und schritt auf die noch immer angelehnte Tür der Kabine zu, öffnete sie nach kurzem Anklopfen und zog sie gleich darauf hinter sich ins Schloß.

Zögernd kam William Knight aus seinem Versteck und ging an der Kabine vorüber den Gang entlang. Er hörte, wie sich hinter ihm die Tür öffnete und Esten ein paar Worte sprach, die er nicht mehr verstehen konnte. Dann war er auch schon abgebogen und schlug den Weg zu seiner eigenen Kabine ein.

Während er das Sicherheitsschloß öffnete, ging die Tür der Nachbarkabine.

Neugierig blickte er zur Seite und sah gerade noch, wie der sonderbare Professor Gregorius seinen Kopf durch die Spalte steckte, sich bei dem Anblick des Ingenieurs aber wieder hastig zurückzog.

Knight lächelte vor sich hin. Dann trat er langsam in seine Kabine, nicht ohne sich vorher noch einmal nach

seinem rätselhaften Nachbarn umgesehen zu haben. Dar
aber blieb jetzt verschwunden.

Gegen zehn Uhr war der Spelsesaal vollgepfropft
mit bunten, promenierenden, lachenden, flirtenden und
tanzenden Gestalten.

Die älteren Herrschaften saßen, zum Teil nicht
kostümiert, an den Tischen und wagten nur selten ein
Tänzchen.

Mitten im tollsten Trubel wirbelte eine Zigeunerin
und schlug mit Tamburin und Kastagnetten den Takt zu
dem spanischen Walzer, den die Bordkapelle jetzt in-
toniert hatte. Um sie herum lichtete sich ein Kreis von
bewundernden Zuschauern und begeisterte Zurufe wur-
den laut, während die Musik schneller und immer
schneller wurde.

Ein atemloses Drehen und Winden war es, das die
Vollendetheit ihrer Glieder und ihres Körpers ahnen
ließ.

Dann ein Tusch, der in dem Beifall der Zuschauer
erstarrte.

Und plötzlich, ehe einer der Umstehenden sie daran
hätte hindern können, hatte sich die schöne Tänzerin
durch die dichten Reihen gezwängt und eilte dem Aus-
gang zu.

Sofort setzte die Kapelle mit den jagenden Rhythmen
eines Stomp ein. Vergessen war die Zigeunerin. Die
Paare fanden sich und glitten in den sonderbar verspro-
benen Schritten des Tanzes über das Parkett dahin.

„Hallo — schöne Maske —!“ Der grellblaue Do-
mino, der schon zu Anfang dieses Balles durch die Farbe
seines Kostümes Aufsehen erregt hatte, stellte sich an
der Türe der Zigeunerin in den Weg.

Als sie ihm ausweichen wollte, schlang er seinen Arm
um ihre Schulter: „Annja — ich habe Sie erkannt —“

Lachend entwand sie sich ihm: „Maskenfreiheit, mein
Lieber!“ und war schon wieder im Gewühl der Tanzen-
den verschwunden.

Der blaue Domino blickte ihr nach. Dann wandte
er sich zur Seite und schritt die Tischreihen entlang, bis
er endlich in einer Nische die Fürstin Manierska ent-
deckte.

„Gnädigste — gestatten Sie —?“ Er verbeugte sich
leicht.

Die Fürstin blickte überrascht auf: „Ach, Sie sind es,
Herr Esten Lundquist? — Und Ihr Bruder?“

Der andere zuckte die Achseln: „Soll ich meines
Bruders Hüter sein? — Aber damit Sie es wissen:
Hilmar sitzt großend in unserer Kabine und ist nicht
zum Mitkommen zu bewegen.“

Fürstin Manierska lächelte fein, während sie die
schwarze Maske des Dominos musterte, durch deren
Löcher Estens Augen wie in verhaltenem Unmut
blitzten.

„Ich glaube, Ihr Bruder ist . . . eifersüchtig, Herr
Lundquist. Es kann ihm ja auch nicht entgangen sein,
wie Sie Annja mit Ihren Aufmerksamkeiten über-
häufen —“

Esten nickte hastig. „Ich bekenne mich schuldig. —
Aber ich hoffe, daß meine . . . Aufmerksamkeiten der
Komtesse nicht unangenehm sind, denn . . . ich verbinde
mit ihnen eine gewisse Absicht — und wenn ich hoffen
dürfte, daß Sie, gnädigste Fürstin . . .“

Ihre abwehrende Handbewegung unterbrach ihn.
„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Lundquist, und
ich möchte Ihnen auch nicht meine Einstellung zu diesen
Dingen verhehlen. — Sehen Sie, ich stehe auf dem
Standpunkt, daß Annja ganz aus freiem Ermessen
handeln soll. Wenn sie auch nicht gerade das ist, was
man in unseren Kreisen unter einer guten Partie ver-
steht, so ist sie doch so gestellt, daß sie dem Zuge ihres
Herzens folgen kann. Und ich habe soviel Vertrauen zu
ihr, daß ich ihre Wahl blindlings billigen werde. —
Das war es, was ich Ihnen sagen wollte!“

Esten beugte sich zu der Hand der Fürstin hinab und
zog sie an seine Lippen: „Ich danke Ihnen — und will
hoffen, daß es mir gelingt, Annja für mich zu ge-
winnen. — Sie können nicht ahnen, wie ich sie liebe —“

„Dann — versuchen Sie doch Ihr Glück! — Kennen
Sie ihre Maske?“

„Ja — die Zigeunerin! — Gut, ich werde Ihrem
Rat folgen!“

„Ach, noch eins, Herr Lundquist! — Seien Sie doch
so freundlich und geben Sie Annja ihr Täschchen. Sie
lieh es vorhin hier liegen . . .“

„Aber gerne, gnädigste Fürstin.“ Hastig nahm
Esten die Tasche an sich und drängte sich in das Gewühl
der Tanzenden.

Ein Terrero, der ihn ungeschickt streifte, riß ihm da-
bei das Täschchen aus der Hand. Es fiel zu Boden und
sein Inhalt rollte über das Parkett, Puderboxen,
Lippenstift, eine kleine Börse, einige Schlüssel und ein
Spiegelschen.

Einen ärgerlichen Ausruf unterdrückend, bückte sich
Esten und sammelte die Sachen zusammen. Dann hielt
er weiter nach Annja Ausschau.

Ganz in seiner Nähe tanzte sie mit einem Harlekin
vorüber. Er folgte den Beiden; bis der Tanz zu Ende
war, ließ sich von allen Seiten hin- und herstoßen,
immer nur darauf bedacht, die Zigeunerin, unter deren
Maske sich die Komtesse verbarg, nicht aus den Augen
zu verlieren. —

„Schöne Maske, warum fliehst du mich?“

Die Zigeunerin blickte zu dem blauen Domino empor
und selbst unter der Halbmaske, die ihr Gesicht verdeckte,
konnte Esten erkennen, daß sie lächelte.

„Warum fliehst du mich?“, wiederholte er in halber
Bitte.

Eigensinnig schüttelte sie den Kopf: „Und warum
folgst du mir immer, Domino?“

Seine Antwort wurde von einem jäh einsetzenden
Fortritt der Kapelle verschlungen. Hastig zog er die
Zigeunerin an sich und überließ sich dem mitreißenden
Tempo des Tanzes. —

„Warum so schweigsam, mein blauer Domino?“
Ihr etwas spöttisches Lachen riß ihn aus seinen Ge-
danken. Aufgeräumt stimmte er in ihr Lachen ein.

„Sie haben recht, Annja, ich bin gerade kein sehr
unterhaltender Gesellschafter — aber — daran sind Sie
selbst schuld!“

„Ich?“ — Wieder ihr Lachen. „Lieber Domino,
dann muß ich dich vor allem darauf aufmerksam
machen, daß du die Maskenfreiheit zu achten hast. Hier
gibt es keine Annja — meinerwegen nenne mich Car-
men — aber nicht diesen Namen —“

„Wie du willst, — Carmen —“ Allmählich riß die
ganze Umgebung und die Nähe des geliebten Mäd-
chens den sonst so nüchternen Esten in eine für ihn un-
gewöhnliche Lebhaftigkeit hinein.

Er lachte ganz ohne Grund und klatschte wie rasend,
als die Kapelle mit dem Tanz zu Ende war.

Annja hielt seinen rechten Arm fest: „Paß’ — ich bin
jetzt müde und möchte ein wenig ausruhen —“

„Trinken wir ein Glas Sekt?“ schlug er vor.

„Das ist ein Gedanke! — Aber wo ist denn das
Büfett?“

„Dort drüben. — Komm, Carmen!“ —

Es blieb nicht bei dem einen Glas, und als Esten
endlich von dem hohen Stuhl der Bar hinabsteigen
wollte, merkte er, daß er nicht mehr so ganz sicher auf
den Beinen war. Auch im Kopf polterte ein lustiges
Drunter und Drüber durcheinander.

Annja, die ihn noch nicht so gesehen hatte, klatschte
in die Hände: „Bravo, mein blauer Domino, bravo! So
gefällt Du mir schon eher! — Und zur Belohnung darfst
Du . . .“

„Was darfst du?“ unterbrach er sie lachend.

„. . . den nächsten Tanz mit mir tanzen!“

„Nur das? — Ich hatte auf mehr gehofft —!“

„Du bist unbescheiden, blauer Domino!“

„Das hat seinen Grund, schönste Carmen!“

Ihr Schweigen war eine Frage. Ihre Hand zitterte

leicht, ehe sie seine tastende Rechte zurückstieß.

(Fortsetzung folgt.)

Marianne.

Abends, halb acht. — Ich warte vor der Urania auf meine süße Marianne. Man pflegt so etwas im allgemeinen ein Stelldichlein zu nennen; aber in meinem speziellen Fall, — was stellt sich da alles ein, bis ganz, ganz zum Schluss meine süße Marianne kommt! Eine lange Reihe von Gefühlen: zuerst Freude — Vorfreude nämlich —, dann Spannung — ob sie nicht doch einmal pünktlich sein wird —, Langeweile, Unmut, Besorgnis, Angst, Mut, Raserei, Apathie. Marianne hat einen ganz unglaublich feinen Spürsinn für den günstigsten Augenblick ihres Erscheinens. Sie wählt immer den Zeitpunkt fünf Minuten nach der Apathie, in welchem ich von rührender Dankbarkeit gegen alles erfüllt bin, das meinem Warten ein Ende bereitet, meine Erschöpfung ihren höchsten Grad erreicht hat und mein Auflehnsvermögen gleich null geworden ist.

Ich kann nämlich nicht warten, ich bin ein Antitalent in dieser Hinsicht, und, graulames Schicksal, ich muß es doch täglich tun. Marianne ist nämlich noch niemals zurecht gekommen; — o ja, doch, und zwar jenes einzige Mal, als ich mir im Hinblick auf ihre chronische Unpünktlichkeit erlaubte, selbst drei Minuten zu spät zu erscheinen. Damals stand sie schon da und glühte in gerechtem Zorn — schöne Frauen können sich das leisten. Ein Wortschwall empfang mich: „Warum kommst du so spät? Wie komme ich dazu, hier zu stehen und auf dich zu warten?“ — „Aber Kind —“ — „Kind, Kind! Ich bin nicht dein Kind, das du stundenlang an einer Ecke stehen lassen kannst. So etwas ist mir überhaupt noch nicht passiert (das glaub ich gern!). Ich, auf einen Mann warten!“ — „Aber, es sind doch nur drei Minuten —“ — „Ganz gleich, du hast mich nicht eine Sekunde warten zu lassen! Zum Gespött der Leute stehe ich hier herum! Alles amüsiert sich über mich, wie ich auf und ab renne.“ — „Liebste, du bist ungerecht, du vergißt —“ — „O, ich weiß, auf was du anspielst, du meinst, weil ich hier und da (!) um ein paar Minuten (!) zu spät gekommen bin, könntest du mich auch einmal hier stehen lassen. Aber du vergißt, daß ich eine Frau bin und du ein Mann! (Ich hab' es, weiß Gott, nicht vergessen.) Ich mache mich lächerlich, alle Männer grinsen und klohen mich an, ich stehe da zur Schau! Mich zwickte ein Teufel: „Mir geht es nicht anders, liebe Marianne, wenn ich auf dich warte: die Frauen lächeln und grüßen mich mit den Augen; es ist mir immer so peinlich!“ Bitterböse sah sie mich an. „Ja, nun machst du dich noch über mich lustig, du Scheusal, aber wer weiß, was du treibst, während ich mich zu Hause abheke und abjage, um nur ja zurecht zu kommen; — einstweilen betrügst du mich mit anderen Frauen, du Schuft, du Wüstling!“

Es hat damals lange gedauert, bis meine süße Marianne wieder gut und lieb zu mir wurde und mir sogar gestand, daß sie nur deshalb pünktlich gewesen war, weil ihre Uhr damals um dreieinviertzig Minuten zu früh ging. Seit jenem Tage komme ich immer fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit zum Rendezvous. Weiß man, was so einer Damenuhr einfällt? Sie ist vielleicht noch unberechenbarer als ihre Trägerin.

Auch heute war ich fünf Minuten vor halb acht zur Stelle und schritt mit geschwellter Brust, tadellosen Bügelfalten und frohen Gedanken hin und wieder. Was war doch meine Marianne für ein reizendes Mädel! Alle Welt mußte mich um sie beneiden. Und heute durfte ich sie wieder sehen, durfte ihre liebe Stimme hören und ihren Arm fest an mich drücken. Der Reihe nach betrachtete ich die vorübergehenden Frauen und Mädchen und stellte mit Genugtuung fest, daß keine so hübsch war, wie meine kleine Marianne. Was würde sie heute befehlen, meine Königin? Einen Spaziergang? Kurjaal? Kino? — Auf alle Fälle würde sie bei mir sein und es würde ein sehr, sehr schöner Abend werden.

Es ist nun punkt halb acht. Vielleicht, ja vielleicht kommt sie heute einmal rechtzeitig, das wäre eine extra Freude für mich und ich wollte dafür doppelt zärtlich und aufmerksam sein. Angestrengt schaue ich in die Richtung, aus der sie zu kommen pflegt, so angestrengt, bis mir alles vor den Augen verschwimmt. Vielleicht ereignet sich heute das Wunder, daß sie, bei richtig gehender Uhr auch zur rechten Zeit kommt. Wahrhaftig dort sehe ich es hellblau schimmern, ein weißer Hut — ich stürze in Eilschritt entgegen — nichts, ein Irrtum. Wie konnte ich nur eine Sekunde lang dieses bide, ungraziöse Wesen mit meiner gerten-schlanken, süßen Marianne verwechseln!

Na also, ich sehe schon, es wird wie gewöhnlich, fassen wir uns in Geduld. Womit soll man sich die Zeit vertreiben? Ich reguliere meine Uhr, — es ist nicht notwendig, denn erstens tue ich es jeden Tag und zweitens geht sie sowieso genau. Die Bilder der Urania-Filme, die in dem Schaufenstern hängen, kenne ich schon längst auswendig, ich kann

sie mit geschlossenen Augen von vorn und rückwärts aufzählen. Ebenso weiß ich, daß man abends bei schönem Wetter auf der Sternwarte Mars, Jupiter, Nebelflecke und Sternspektren zu sehen bekommt. Auch die Auslage der Uranias-Bücherstube bietet mir nichts Neues. Trotzdem schaue ich alles noch einmal an, lese alles noch einmal.

Eigentlich ist es stark von Marianne, jeden Tag und jeden Tag zu spät zu kommen! Mit Mißvergnügen sehe ich, wie andere, Glücklichere, Arm in Arm mit der Erwarteten entwandern. Abgesehen stehen keineswegs nur Herren da, Marianne hätte sich also damals nicht so aufzuregen brauchen. — Glückliche Männer, auf die gewartet wird! Ich werde heute ein ernstes Wort mit Marianne reden, werde energisch mehr Pünktlichkeit fordern, d. h. werde überhaupt Pünktlichkeit fordern, den ein Mehr von Nichts ist womöglich noch weniger. — Wieder geht ein Pärchen ab, einander zugeneigt, wie die Hälften eines gotischen Spitzbogens. Sie hat gewartet und jetzt machen sie Spitzbogen! Das sollte man Marianne zeigen!

Aber vielleicht kann sie ausnahmsweise nichts dafür. Sie war gestern ein bißchen blaß, sonst aber reizend wie immer. Es wird ihr doch die dritte Portion Eis nicht geschadet haben? Oder hab ich sie böse gemacht? Ich denke angestrengt nach. Marianne ist so sensibel. Einmal, als ich Süßigkeiten mitgebracht hatte, klagte sie: „Ach, du mit deinen ewigen Bonbons! Ich hätte mich so gefreut, wenn du mir nur eine Blume gebracht hättest!“ Ja, jetzt fällt es mir ein, gestern, als ich sie fragte: „Schah, wohin gehen wir essen?“ seufzte sie: „Ach, du bist schrecklich! Ich denke an Liebe und du sprichst vom Essen!“ Woher sollte ich wissen — „Du hättest es ahnen, empfinden müssen.“ Ich war geschlagen. Ist sie vielleicht deswegen noch verstimmt? Wenn sie gar nicht käme? Ich würde verrückt!

Ein Herr geht an mir vorüber, Zeitung lesend. Zufällig werfe ich einen Blick in das Blatt und lese eine fettgedruckte Überschrift: Mädchenhändler in unserer Stadt? Siedendheiß durchzuckt es mich. In meinem Kopf jagen sich grausige Bilder: meine süße Marianne geht ahnungslos über die Straße, ein Auto rast in voller Fahrt daher, stoppt knapp neben ihr, brutale Männerarme reißen sie in den Wagen, der Schlag fliegt krachend zu und ehe es jemand richtig gesehen, flüht das Auto schon wieder davon. Drinnen ein kurzer Kampf, — Anebel, — Chloroform — „Ist ihnen nicht wohl?“ fragt mich ein wildfremder Mensch. Ich starre ihn entgeistert an. „O doch, o doch, danke.“ Ich greife mir an die Stirn, die voll dicker Schweißtropfen steht, wahrscheinlich bin ich auch totenblau.

Das ist doch zu dumm! In meinem ganzen Leben habe ich keinen Detektivroman gelesen und jetzt träume ich am hellen Tage solche Sachen. Ja, so weit können die Weiber einen gesunden, lebenslustigen Menschen bringen. O diese Weiber! Der selige Niechische, der hatte es erfasst: „Du gehst zu Frauen? Dann vergiß die Peitsche nicht!“ Das scheint ja wirklich die einzige Methode zu sein, mit diesen „blonden Bestien“ auszukommen (auch wenn sie brünett sind wie meine Marianne; o sie hat herrliches, duftendes Haar!). — Ja, aber ist es nicht wirklich stark: seit einer geschlagenen halben Stunde renne ich hier auf und ab, wie der große Löwe in Schönbrunn!

Was hindert mich eigentlich, dieses unwürdige und zermürbende Warten abzubringen und einfach fortzugehen? Das wäre die beste Lehre für Marianne. Nein, heute soll sie mir nicht so leicht davon kommen, heute sage ich ihr meine Meinung: daß es ein Skandal, eine Taktlosigkeit, eine Gemeinheit ist, mich so zu behandeln! Ich werde ihr auf offener Straße einen Krach schlagen, daß sie vor Scham in die Erde sinkt. „Entweder“ werde ich sagen, „du kommst ab morgen pünktlich, pünktlich auf die Minute, oder“ — „Kunstpause“ — „oder ich mache Schluss! Schluss!“ Einem tausenden Stockhieb durch die Luft, der das fürchterliche Wort bekräftigen soll, entrinnt mit einem entsetzten Seitenprung ein ältliches Fräulein, — wahrscheinlich der einzige Seitenprung in ihrem Leben.

Patsch! Ein großer Tropfen ist auf meine Huttrempe gefallen. Guter Gott! Jetzt beginnt es auch noch zu regnen. Und ich habe natürlich keinen Schirm. Aber es ist ja alles egal — ganz egal. Soll ich halt naß auch noch werden! Trübsinnig beobachte ich, wie sich das Asphaltplaster in gelpregelten Marmor verwandelt, dessen dunkle Flecke immer größer werden, bis die letzte trodene Stelle verschwunden ist. Mein Hut, Marke „Federleicht“, wird zentnerschwer vom Regenwasser, die Krempe wirkt wie eine Dachrinne. Meine Bügelfalten werden weich und krumm, meine Eleganz schwindet wie letzter Schnee in warmer Märzsonne.

Ich denke nichts mehr, absolut nichts; ich habe mich ergeben. Raun weiß ich noch, warum ich hier stehe — es ist

eben mein Schicksal, hier zu stehen und zu warten. Ich bin Mohammedaner geworden — Fatum — da kannst nix machen. Ganz erstaunt drehe ich mich um, als sich eine kleine Hand in meinen Arm schiebt: meine Marianne! Schön und blühend lacht sie unter ihrem Schirm hervor. Wie ich ihre zarten Finger küsse, durchrieselt es mich warm bis in die regennassen Fußspitzen: was für ein liebes, süßes Mädel ist doch meine Marianne! Bin ich nicht der glücklichste Mensch auf der Welt?

Rote Wölfe.

Ein Jagderlebnis in Ostibirien.

Von Joseph M. Vetter.

Aus den dämmerigen, feuchten Urwaldwäldern des Ulaie waren wir, mein Gefährte Imquill, der Russe Semjon Pawlowitsch und ich, in die namenlosen Berge des östlichen Sichota Alin vorgebrungen.

Imquill fühlte sich nach einem schweren Fieberanfall noch immer nicht wohl. Während ich auf die Streife ging, angelte er an einem kleinen Flußlauf nach Benot-Forellen. Ich kletterte in den Bergen herum, in der Hoffnung, auf Wildziegen zu stoßen, von denen wir Fährten und Losung in den Steilhängen gefunden hatten.

Das Wetter war warm und trocken. Die Sonne stand. Vor mir erhob sich ein völlig ausgebrannter Berghang. Dornige Ranken, Gras und Adlerfarne begannen darauf zu sprossen. In schräger Linie stieg ich hinauf. Gegen vier Uhr nachmittags war die Höhe erreicht. Die Kuppe zog sich auf der Höhe noch vierzig Meter weiter flach hin, dann erhob sich Gestrüpp, dahinter stand hoher Nischwald. Ich suchte mir einen guten Platz für den Anstieg: Vielleicht traten dort am Waldbrand gegen Abend Wildziegen auf.

Eine Stunde mochte ich gesehnen haben, als es am Waldbrande lebendig wurde. Effern federten, kleines Vogelvolk piepte und flatterte unruhig. Für einen Augenblick zeigte sich zwischen bewegten Zweigen eine rotbraune Dede. Waren es Wildziegen? Ober Nehe? Ich vermochte es nicht auszumachen. Gleich darauf tauchte nochmals ein Wildkörper auf. Nur Brust und Halsansatz waren sichtbar. Ich zielte sorgfältig. Krachend fuhr der Schuß aus dem Lauf, das Tier brach zusammen, rollte ein paar Schritte nach der Richtung und blieb liegen. Jetzt belehrte mich ein wildes Geheul: Ich hatte ein Tier aus einem Rudel roter Wölfe gestreift.

Im Augenblick hatte ich repetiert. Am Waldbrand zeigte sich der Kopf einer der roten Bestien, die hier in den Wäldern des Sichota Alin auf Nehe und Wildziegen Jagd machen. Ich schoß und fehlte. Noch wilderes Geheul war die Antwort der Meute auf den Schuß. Die Lage wurde ungemütlich. Ich mußte damit rechnen, daß mich das Rudel annahm. In jedem Augenblick konnten die Wölfe mich einkreisen; und wenn es auch nicht schwer sein konnte, zur Not mit einem halben Duzend der Bestien fertig zu werden, so veränderte sich die Lage gewaltig, wenn ein Rudel von vierzig Stück mich von verschiedenen Seiten zugleich angriff.

So zog ich es vor, den Klügeren zu spielen, der nachgibt, und begann, schneller als es einem tapferen Mann geziemt, den abgebrannten Berghang hinab zu flüchten. Unterwegs wandte ich mich und blickte zurück. Mehr als unangenehm überrascht entdeckte ich wohl zwanzig der roten Wölfe, die mir in unhöflicher Eile nachstrebten. Hastig nahm ich den ersten auf's Korn. Im Feuer heulte er auf. Der rechte Vorderlauf war im Gelenk zerschmettert. Auf drei Beinen kam er näher.

Nun wurde mir unheimlich. Ich stürzte den Hang hinunter stolperte über einen vertrockneten Baumstumpf, fiel, raffte mich auf, flog weiter. Dem Walde im Tal waren ein paar Birkengruppen vorgeschoben. Ich blickte mich jetzt nicht mehr um, nur den Stamm einer Schwarzbirke hatte ich im Auge, erreichte sie leuchtend, kletterte an ihr hoch. Das Gewehr entfiel mir. Die Lunge arbeitete wie rasend. Endlich hatte ich die erste starke Astgabelung erreicht. Als ich atemlos unter mich blickte, überzeugte, daß die roten Bestien schon drunten angelangt seien, war ich erstaunt, keins der Tiere mehr wahrzunehmen. Auch auf dem Berghange vor mir — ich nichts.

Zufrieden stellte ich fest, daß mein letzter Schuß doch wenigstens einen sogenannten moralischen Erfolg hatte, lächelte beruhigt und gedachte nach zehn Minuten wohligen Ausruhens mein Gewehr zu holen und nach dem Lager zurück zu gehen. Da, eben, als ich hinunter klettern wollte, entdeckte ich einen sich bewegenden roten Fleck im Schatten des Waldes hinter mir, gleich darauf einen zweiten. Da ließ ich den Abstieg hübsch bleiben. Es hatte ganz so den Anschein, als wollten mich die Wölfe hier belagern und aushungern.

Beneidenswerter Zustand! Nach einer Stunde schien mir die Lage soweit geklärt, daß ich wenigstens versuchen konnte, mein Gewehr wieder zu holen. Kaum aber rührte ich mich, als irgendwo im Dickicht lebhafteste Bewegung verriet, daß die Herren

Wölfe gerade nur auf diesen Augenblick warteten. Da gab ich es auf.

Der Abend kam, ich hoffte, das Rudel würde seinen Posten jetzt verlassen, um auf seine nächtlichen Raubzüge zu gehen. Aber es verschwand nicht, im Gegenteil, je dunkler es wurde, umso näher schoben sich die Bestien heran. Grünlich funkelten ihre Lichter. Mit einem tiefen Seufzer fand ich mich damit ab, in der Astgabel zu nächtigen. Ich schnallte mich für alle Fälle fest.

Die Sterne kamen, Wind erhob sich, Rauschen ging durch die Bäume, es wurde empfindlich kalt. In der Ferne heulte ein Wolf, langgezogen und klagend, aus den Bergen erscholl Antwort. Unendlich langsam zogen die Stunden sich hin. Eine riesige Fledermaus flatterte in wirrem Zickzack um meinen Schlafbaum. Die tausend heimlichen Geräusche der Nacht wachten auf. Ich schlief ein. Beim ersten Morgengrauen, als ich erwachte, waren die Wölfe verschwunden.

Lebenslang, mit schmerzenden Gliedern, kletterte ich von meiner festen Burg herunter, nahm die taunasse Büchse auf und schleppte mich nach dem Lager zurück, wo sich Imquill und der Russe schon sehr geängstigt hatten. Aber als ich berichtete, gab es doch fröhliches Gelächter. An diesem Tage schworen wir den roten Teufeln, die es übrigens meines Wissens nur in den Bergen des Sichota Alin gibt, blutige Rache. Doch ist daraus leider nicht viel geworden. Im ganzen weiteren Verlauf unserer Fahrt trafen wir nur noch einmal auf rote Wölfe — und da kamen wir nicht zum Schuß.

Mutter Meffert wird energisch.

Von Peter Moh.

Dieses Geschichtchen kommt eben frisch aus dem Backofen des Lebens und ist nett genug, sofort erzählt zu werden.

Auch wenn es sich nur um eine einfache, schlichte Frau wie Mutter Meffert handelt, die an das Schicksal bisher noch keinerlei überraschende Ansprüche gestellt hat.

Mutter Meffert besorgt die Aufwartung in meinem kleinen Junggesellenhaushalt, und wir stehen längst auf so freundschaftlichem Fuß, daß ich ihre kleinen Sorgen und Nöte kenne. Wenn sonst sollte sie sie auch erzählen!

Mutter Meffert ist eine Optimistin von reinstem Blut, sonst würde sie nicht in der Lotterie spielen. Nicht schon seit achtzehn Jahren und immer das gleiche Los, ohne auch nur ein einziges Mal gewonnen zu haben.

Von Jahr zu Jahr hat sie immer stärker auf einen Erfolg ihres Aushaltens gewartet, weil sie sich einbildete, die nichtgezogenen Lose blieben auch für die nächste Ziehung in der großen Trommel des Glücks zurück, daß sie vernünftigerweise ja unbedingt einmal auch an die Reihe kommen müßte.

Doch diese Idee haben ihr die Flurnachbarn langsam ausgerebet. Seitdem glaubt sie, daß es bei der Lotterie nicht mit rechten Dingen zugehen kann, denn es können doch nicht immer nur andere bevorzugt werden, wie neulich ihr Fleischer, der es längst nicht so nötig hat.

Mutter Meffert erhoffte sich keine goldenen Berge, nur einen anständigen Gewinn, damit sie mal zu ihrem verheirateten Sohn in die Pfalz reisen kann.

Überraschenderweise versteht sich.

Gestern hat Mutter Meffert bei mir zum erstenmal ihren Dienst versäumt. Und das will bei ihrer Pflichttreue etwas bedeuten.

„Aber, Mutter Meffert“, habe ich heute gesagt, „wenn man sich nicht mal mehr auf ihr Pflichtbewußtsein verlassen kann!“

„Oh, das hat seine besonderen Gründe“, erklärte sie mir, „und Sie müssen schon vielmals entschuldigen.“

„Sie strahlen ja vor lauter Glück, Mutter Meffert!“

„Du ich auch! Wenn ich nur früher so klug gewesen wäre! Man hat mir nämlich geraten, bei den Danks von der Lotterie doch mal selbst nach dem Rechten zu sehen. Da kann jeder bei sein, wenn sie die Lose ziehen, hat man mir gesagt. Gut. Bin ich hingegangen. Habe der Sache zwar nicht getraut, aber es stimmte. Ich bin hereingelassen. Verstellt euch nur nicht, hab ich gedacht. Und dann hab ich erwartet, wie die vielen anderen auch. Eigentlich wollte ich schon mittags hier bei Ihnen sein, aber ich bin doch nicht gegangen. Bis es den Herren wohl Himmel angut geworden ist. Was soll ich Ihnen erzählen. Nachmittags auf einmal wird mein Los gezogen, mit tausend Mark.“

„Da gratuliere ich aber, Mutter Meffert!“

„Fast hundert bekomme ich jetzt auf mein Rehnitel. Bedenken Sie, solch eine Masse Geld. Da werden Sie mich in der nächsten Woche ein paar Tage entschuldigen müssen. Sie wissen doch, nicht wahr? Die Kinder! Man ist ja zu dumm, daß man nicht längst mal nach dem Rechten gesehen hat! Und vielleicht, wenn ich noch etwas gewartet hätte, mußten sie mir das große Los geben. Das Große! Aber so unverschämte soll man auch nicht sein.“